

GV SMPV Aargau, 19. 1. 2008 im Hotel Aarauerhof in Aarau

Ludwig Hasler

Musik macht vif, klug? Dann muss man das denen, die Musik unterrichten, auch ansehen

Sind Sie schon vollständig? Nicht dass ich beleidigt bin. Ich war schon immer ein Liebhaber qualifizierter Minderheiten. Doch in Ihrer Branche hab ich ein bisschen Mühe damit. Weil ich es nicht erst heute beobachte: Musiklehrerinnen neigen – wie Lehrer fast generell – dazu, ihre Stunden zu abzuhalten, im übrigen sich als reine Privatiere aufzuführen. Wird dann das Budget für Musikschulen gekürzt, hebt das grosse Jammern an. Da kann ich nur sagen: Allein ist der Mensch immer in schlechter Gesellschaft. Wer einer Idee – Musik für alle – zum Durchbruch verhelfen will, muss sich mit andern zusammentun, gemeinsam für sie werben, streiten, kämpfen. Wer dazu nicht bereit ist, mag ein guter Musiker sein. Aber er interessiert sich nicht leidenschaftlich für die Sache, für die gesellschaftliche Bedeutung der Musik.

Das irritierte mich schon im September 2007, als ich zusammen mit Rainer Huber und Christine Egerszegi im Badener Kurtheater die Initiative „Musikbildung für alle“ lancieren durfte. Was wird immer geklönt über die Bildungspolitik, die kein Ohr für Musik habe. Und nun waren die obersten Bildungspolitiker zur Stelle, erläuterten vor gähnend leeren Reihen, wie wichtig ihnen Musik ist, wie sie ihr mehr Geltung in der Schule verschaffen wollen. Die Akteure der Musikbildung, die eigentlich hätten beglückt sein müssen, glänzten durch Abwesenheit. Von Lehrern höre ich dauernd, sie hätten halt keine Lobby. Nun bekamen sie eine – und liessen sie hängen. Das ist ein Zeichen weder von besonderer Klugheit noch politischer Musikalität.

Pardon. Man spricht immer zu den Falschen. Sie sind ja nun da. Obwohl schulfrei, honorarlos. Offenbar kümmern Sie sich nicht nur um Ihr individuelles Musizieren, Sie interessieren sich darüber hinaus für die Rolle der Musik in der Gesellschaft. Darüber soll ich Ihnen, Stefan Keller wollte es so, aus meiner Sicht etwas erzählen – auf die Gefahr hin, Ihnen aufzutischen, was Sie längst wissen. Vielleicht kann ich Ihnen ein Argumentarium liefern, wie Sie Ihre Sache, die Musik, nach aussen vertreten, andere von ihr überzeugen können.

Ich muss Ihnen nur vorweg sagen: Das schlagendste Argumentarium taugt nichts, wenn nicht Sie verkörpern, was Sie da anpreisen. Seit zwei, drei Jahren kursiert ja der Lobgesang auf die Wunderwirkung der Musik auch in den Medien: Musik macht schlau, sozialkompetent, innovativ, hellhörig, teamfähig... Angeblich hat dies alles die Hirnforschung heraus gefunden. Dann glauben es die Leute urplötzlich. Meinetwegen. Ihnen kommt das gelegen. Aber diese Heilsversprechen erlahmen sogleich, wenn nicht Sie – als Person – sie glaubhaft machen. Wissen Sie: Der Lernerfolg der Schüler läuft über die Lehrperson, nicht über die Sache. Schüler müssen ihre Lehrerin lieben, wenigstens bewundern, dann lernen sie von selbst. Die Lehrerin muss als leibhaftes Lernziel taugen. Das geht so: Am ersten Schultag warten die Schüler auf die neue Lehrerin. Wie sieht sie aus, was hat sie drauf? Da kommt sie – und schon die Art, wie sie kommt, prägt den künftigen Lernerfolg oder –misserfolg. Tanzt sie – oder schleppt sie sich hin? Schüler denken: So also sieht eine aus, die all das schon weiss und kann, was wir jetzt mühsam lernen sollen. Und, was hat sie jetzt davon? Glänzt sie – oder verlöscht sie schon? Was die Lehrerin an Kompetenzen intus hat, interessiert keine Schülerin. Die will sehen, was das Lernen fürs Leben hergibt, wie reich es eine Person macht, wie vital, wie souverän, wie vergnügt, wie frech... Das ist Ihr Job: Sie sind für die Jungen das leibhaftige Lernziel, ein Vorbild aus Fleisch und Blut, die fleischgewordene Musizierlust.

Dasselbe gilt vis-à-vis der Öffentlichkeit. Sie müssen, wo Sie stehen und gehen, den unendlichen Wert der Musik verkörpern. Die Leute müssen denken, oh, siehe da, die Musikerin, was für eine hinreissende Frau. Ja, so soll unser Kind auch werden. Dann schicken sie es zu Ihnen. Wirken sie aber verhuscht, denken die Leute, der Mann macht Musik, weil zu sonst nichts taugt im Leben, dann ist auch die Musik im Eimer. Die überzeugendsten Argumente ziehen nicht, wenn Sie nicht in Bann ziehen. Sie müssen unwiderstehlich wirken, dann tun es auch Ihre Argumente.

Und nun zu den Argumenten. Am einfachsten wäre es natürlich, Sie versammelten die ganze Gemeinde in der Aula des Schulhauses und spielten ihr den Film „Rhythm Is It!“ vor. Er dokumentiert, wie Simon Rattle mit 250 Jugendlichen Igor Strawinskys „Le Sacre du Printemps“ einstudiert. Die Kinder stammen aus verschiedenen Kulturkreisen und sozialen Milieus, waren zuvor nie mit klassischer Musik in Berührung gekommen. Wer sie am Ende miteinander tanzen sieht, bewundert die Kraft der Musik – in dreierlei Hinsicht: Musik überwindet kulturelle wie soziale Schranken, sie macht Kinder konzentrierter und engagierter, sie stiftet in Heranwachsenden eine persönliche Empfindungsbiografie. Alle Eltern wären hin und weg – und Sie könnten sich Diesen Dreiklang unterlege ich meiner kleinen Rede als Raster: 1. Gezähmte Triebe? Wie Musik Haltung beeinflusst. 2. Geschwollene Hirnbalken. Wie Musik auf den Geist wirkt. 3. Gänsehaut-Faktor. Wie Musik die Seele rührt.

I. Gezähmte Triebe? Wie Musik Haltung beeinflusst

Wie sehr Töne Menschen zivilisieren, wusste schon der junge David im Alten Testament; er stimmte den Wüterich Saul mit Harfenklängen milde. In der Antike galt musikalische Bildung als „mächtiges Erziehungsmittel“, mächtiger als jedes andere: Musik lenkt die Regungen des Gemüts. Sokrates: „So ist Erziehung durch Musik die vorzüglichste, weil Rhythmus und Harmonie am tiefsten ins Innere der Seele eindringen und ihr Anstand und Anmut verleihen.“

Musik als Erziehung der Seele. Haben Sie „Les Choristes“ gesehen, den Film „Die Kinder des Monsieur Mathieu“? Ein Lehrer kommt ins Internat für schwererziehbare Knaben, gründet gegen die zu erwartenden Widerstände einen Chor. Der Rektor, ein Haudegen alter Schule, belächelt die Initiative des neuen Lehrers, vertraut weiterhin auf den Rohrstock. Die ungebärdigen Jungs erweisen sich anfangs als kaum dankbarer, sehen in dem sanften Mann nur ein neues Opfer ihrer Streiche. Der Lehrer macht ungerührt weiter – und öffnet am Ende mit Musik die Herzen. Der engelsgleiche Gesang siegt über die zerstörerischen Anlagen der Heranwachsenden. Sie hören aufeinander, nicht nur beim Singen. Sie gewinnen ein Gefühl fürs gelingende Leben und Zusammenleben. Der Film schmeckt oft wie Sirup, doch „Les choristes“ gehen ans Herz.

Na ja, Kino halt, die alte Rührmaschine. Und darüber hinaus? Vor acht Jahren gründete Daniel Barenboim das Jugendorchester „Westöstlicher Divan“, mit musikalisch begabten Kindern und Jugendlichen aus Israel, Palästina, Syrien, Jordanien, Libanon, Ägypten. Sie musizieren zusammen, lernen sich nebenher kennen, überwinden nach und nach die Klischees der Feindseligkeit, die ihr Leben beherrscht. Anfänglich sassen die jungen Musiker mit Pokerface da, auf Abgrenzung bedacht; allmählich öffneten sich die Gesichter, lächelten, lachten – vor Erwartung, Ehrgeiz, Willenskraft, Freude, Glück. Konflikte brechen ab und zu auf, ein Palästinenser verlässt zornig die Probe, eine Israelin verteidigt stur den Mauerbau. Doch das wir abgefedert in einem Fluidum musikalischer Gemeinsamkeit. „Können 10000 Blockflöten in Nahost den Konflikt beenden?“, fragen Spötter. Barenboim bleibt unbeeindruckt: Bei allen politischen Aspekten vergesse man die menschlichen Tragödien. „Und Musik kann wie kaum etwas anderes starke, intensive, leidenschaftliche Beziehungen stiften.“

Die Macht der Musik. Übrigens nicht nur zu Besänftigung wilder Triebe. Musik wirkt auch subversiv, wiegelt auf, stachelt an: die Marseillaise den revolutionären Furor, Beethoven

bürgerliches Freiheitspathos, die Romantik Auflehnung des Herzens, die Beatles libidinöse Rebellion, manche Rapper sozialen Hass, die „Schlachtgesänge“ der Fans den „Krieg“ im Stadion. Es kommt auf den Stil der Musik an. Zeitungsmeldung vom 5.8.2002: „Das Spielen von klassischer Musik auf U-Bahnhöfen in Newcastle hat zu einem dramatischen Rückgang des Vandalismus im öffentlichen Nahverkehr geführt. Seit statt Popmusik Sinfonien erklingen, kann sich die Stadt über eine Reduzierung ihrer jährlichen Schadensbilanz von einer Million Pfund freuen.“

Ein Zufallstreffer? Hans Günther Bastian, der Musikpädagoge, untersuchte an Berliner Grundschulen, wie Musik Kinder beeinflusst. Er verglich Schüler (zwischen 6 und 12 Jahren) mit gezielter Musikerziehung (zwei Wochenstunden Fachunterricht, Lernen eines Instruments, Musizieren im Ensemble) mit Schülern ohne musikalische Förderung. Das Ergebnis: Musikalisch gebildete Kinder haben Gleichaltrigen manches voraus: Sie schneiden in Intelligenztests besser ab, sind friedfertiger, beliebter, leistungsmotivierter.

Als „sensationell“ bezeichnet Bastian die gesteigerte „soziale Kompetenz“ der Kinder in musikbetonten Schulen. Vor allem Musizieren im Ensemble fördert Integration und soziale Anerkennung. Es mildert Konflikte zwischen den Jugendlichen, mindert Aggression, Trotz, Selbstunsicherheit, stärkt Selbstbewusstsein, Vergnügtheit, Humor, funktioniert als probates Mittel gegen Gelangweiltheit, Antriebsschwäche, Stimmungslabilität.

Wozu dann all die sündenteuren Programme nachträglicher Sozialtherapie, die in ihrer Effizienz erst noch fragwürdig bleiben? Lasst die Jungen musizieren – und sie vertragen sich besser, sie schaukeln sich gegenseitig in Form, auch in Leistungsform, in Wettbewerbsform. Der Mensch ist nun einmal kein vom Himmel gefallener Engel, eher ein Spätausläufer des Affen, die Evolutionsleiter hinan stolpernd. Da muss man ihm beim Stolpern helfen, mit Rhythmus, Melodie, Beschwingtheit. Nicht immerzu mit Wissen oder dem modischen Revival der Disziplin. Dem Stolperer Mensch hilft nur eine Macht, die beides bewegt, die Sinne wie den Verstand, eine Macht, die lockt, anspricht, verführt.

Wir sind heute auf dem Ethik-Trip. Seit es mit der Erziehung hapert, boomt der ethische Diskurs. „Wertebildende“ Module in der Schule, Ethik statt Religions- Unterricht. Dummerweise geht Ethik nicht unter die Haut, sie spricht bloss den Kopf an. Im Kopf aber finden die zehn Gebote ohnehin alle okay. Bloss dass die Sinne gelegentlich was anderes wollen. Da gibt es nur eines: die Sinne in Form bringen. Am besten mit Musik. Sie ergreift die Herzen, sie verwandelt die Sinne. Mit Musik im Leib wollen wir nicht bessere Menschen sein. Wir finden nur, es mache unsere Lebensmelodie reicher, wenn wir auf andere hören, sie gelten lassen, ihnen etwas zutrauen.

Überdies kursiert das Gerücht, mit Musik im Hirn würden wir gescheitern.

II. Geschwollene Hirnbalken. Wie Musik auf den Geist wirkt

Haben Sie vom „Mozart-Effekt“ gehört? Der ist, vor allem in den USA, dick im Geschäft. Angeblich müssen Babys nur Mozart hören (KV 448), und schon schnell ihr IQ in die Höhe. Seither erhält in den Staaten Tennessee und Georgia jedes Neugeborene eine Mozart-CD. Das wäre patent: Klavierkonzert hören, Nobelpreis kriegen. Lässt sich leider experimentell nicht belegen.

Obwohl ich auf der Stelle glaube, dass Musik intelligenter macht, schlauer, klüger. Ich mache ja selber Musik. Die Frage ist nur: Wie werde ich – musicando – intelligent? Von selbst? Nein, eher indirekt, sagt Manfred Spitzer, der Neurowissenschaftler und Psychiater. Auf die Frage, was Musik bewirke, antwortet er: Musik weckt angenehme Gefühle, mal Gänsehaut, mal Tränen. Musik macht Spass. Und Menschen mit Spass im und am Leben leben nicht nur länger, sie denken auch besser. Musik aktiviert im Gehirn das so genannte „Suchtsystem“, das transportiert opiumähnliche

Substanzen ins Frontalhirn, und die hemmen dann den „Mandelkern“, der ist zuständig für Angst und Fluchtreflexe. In dieser musikerzeugten Hirnkonstellation – Spassauftrieb plus Angstminderung – laufen die Gedanken in Hochform auf.

Musik als Hirndoping? Wussten wir doch schon immer. Jetzt wissen wir zusätzlich, wie das geht. Das Hirn läuft heiss – schon beim Musikhören. Ob Dvorak oder Free Jazz oder Rap: Das Hirn muss dekodieren, auseinander nehmen, vergleichen, analysieren – und wieder zusammensetzen zu einem einheitlichen Sinnnganzen. Musik ist komplexer als Sprache oder Gerüche. Sie besteht nicht nur aus dem Aneinander von Tönen, sondern aus Akkorden und Melodien, Rhythmen und Metren, vor allem aus dem, was zwischen den Tönen liegt: Klangfarben, Stimmungen, vibrierenden Bedeutungen. Weshalb Musik jede Menge neuronaler Netze und Hirnregionen aktiviert.

Wie nichts sonst beansprucht Musik das Ganze unserer Hirnfunktionen, erzwingt den lebhaften Austausch von Wahrnehmung, Analyse, Empfindung. Kognitive und emotionale Zentren müssen zusammenarbeiten. Musik erfreut also nicht bloss das Herz, es bringt das Hirn auf Touren. Die Belege sind messbar: Das Kleinhirn von Musikern enthält mehr graue Substanz, ihre primäre Hirnrinde ist stärker ausgeprägt als bei Nicht-Musikern. Das Corpus Callosum, dieser Steg zwischen linker und rechter Hirnhälfte, ist bei Musikern auffällig dicker, so stark wie bei Frauen, die insgesamt vernetzter denken, daher ihre Hirnbrücke von früher Kindheit an mehr trainieren als Männer.

Haben Musiker mehr Hirn? Mehr im Hirn? Es sieht ganz danach aus. Sie behalten, was sie im Hirn haben, auch länger. Anders als bei prosaischen Menschen altert bei Musikern der Frontalkortex nicht, oder doch unmerklicher. Macht Musik also doch intelligent? Und dies erst noch anstrengungslos, sozusagen nebenher? Ich singe. Zum Beispiel Bachs H-moll-Messe – und fühle mich beseelt, metaphysisch aufgelegt, existenziell inspiriert. Auch intelligenter? Manchmal. Bloss, warum sind dann nicht alle Berufsmusiker Geistesriesen? Ich kenne musikalische Profis von bemerkenswerter intellektueller Einfalt. Wie geht das auf? Musik mag graue Hirnmasse verdoppeln, Synapsen heiss laufen lassen: Von selbst macht sie nie intelligent, sie organisiert nur die Bedingungen fürs Intelligentwerden. Musik mag unsere Hirnenergien auf Touren bringen – lenken müssen wir diese Energien schon selber. Es ist, wie wenn ich einen hoctourigen Ferrari vor meinem Haus stehen habe, doch ich weiss nicht, wie ich den Gang einlege, wohin ich das rote Geschoss steuern will. Dann kann ich den Wundermotor aufheulen lassen, wie ich mag, er dreht leer.

Es kommt – beim Hirn wie anderswo – nicht darauf an, was wir potenziell haben, sondern was wir aus dem machen, was wir haben. Dass Musik Gas gibt, das Hirn durchglüht, bedeutet nicht automatisch, dieses Hirn denke dann sogleich virtuos über wichtige Dinge nach. Das Hirn rotiert permanent, doch womit seine Energie gefüttert wird, das entscheidet die leibhafte Person, die es in der Gegend herum führt. Setzt sie sich, nach gehörter Musik, bloss vor den Fernseher, schaltet Eurosport ein, interessiert sich für nichts als Tennis und Fussball, dann denkt auch das Hirn nicht weiter als bis zu Roger Federer und Oliver Kahn.

Es verhält sich ähnlich mit Sport. Schulexperimente – zum Beispiel in Bad Homburg – zeigen: Lassen wir Schüler täglich eine Stunde turnen, werden sie nicht allein körperlich fit; weil sie ihre Aggressionen sportlich austoben, werden sie auch zivilisierter; und da sie danach ruhiger, entspannter, konzentrierter im Klassenzimmer sitzen, leisten sie – trotz weniger Zeit – in sämtlichen Fächern mehr. Dennoch behauptet kein Mensch, Sport mache intelligent. Schon weil manche Spitzensportler eine solche These augenfällig dementierten. Die intelligenten Effekte stellen sich nebenher ein – über den bewegten Körper, die angeregten Sinne, das Selbstvertrauen. Und selbst dies fruchtet nur, wenn das Hirn mit Dingen gefüttert wird, über die nachzudenken sich lohnt.

Wer füttert das Hirn? Ich. Das Hirn ist nicht mein Chef. Eher meine IT-Abteilung. Sie sollten mal Rolf Pfeifer zuhören. Der Mann ist genial, Professor für Künstliche Intelligenz an der Uni Zürich, einer der weltweit führenden Köpfe der Robotik. Der sagt: Intelligenz ist kein Programm, das in Gehirnen abläuft. Intelligenz ist körperlich, sinnlich, hängt davon ab, wie wir mit unserer Umwelt in Kontakt kommen, auf sie reagieren, daraus lernen. Woher weiss er das? Er baute den famosen Leichtmetallhund „Puppy“, der rennt mit minimalem Steuerungsaufwand geschickt im Raum herum; dank Federkonstruktion an den Beinen und flexiblem Rückgrat bewegt er sich koordinierter als ein mit Elektronik vollgestopfter Roboter, dessen Bewegungen bis ins letzte Detail berechnet werden.

Daraus schliesst Rolf Pfeifer: Wir denken wir mit den Armen, den Beinen. Unsere Intelligenz sitzt im Körper, im Bewegungsapparat, in den Sinnen. Seine „Embodiment“-Theorie verkörpert sozusagen die Intelligenz – und widerspricht der abendländischen Geistfixierungen, von Plato bis zur Hirnforschung. Pfeifer richtet sich gegen den Primat des Intellekts, der den Körper nur als materielle Hülle betrachtet, die ausführt, was das Hirn befiehlt.

Wenn das so ist, wenn der Mensch mit seinen Armen, Beinen, Sinnen denkt: Dann müssen wir nicht bloss die Hirnschalen der Jungen füllen, sondern vor allem ihre sinnliche Person stärken. Die Lerntheorie weiss längst: Es kommt beim Lernen weniger auf einzelne Verstandesoperationen an als auf die persönliche Haltung. Man beobachtete zum Beispiel Schüler beim Lösen von Mathematik-Aufgaben, untersuchte die Faktoren des Erfolgs – und siehe da: Gegen die verbreitete Ansicht, Mathematik sei eine Domäne von Hirnbestien, stellte sich heraus: Der rein verstandesmässige Anteil am Erfolg macht kaum ein Drittel aus. Ungleich wichtiger ist, was die Forscher das „Ich-Konzept“ nennen: das Selbstvertrauen, diese Haltung „Ich kann das!“, eine Neugier, eine Lust am Durchblick, eine Portion Frechheit auch.

Musik spielt dabei eine doppelte Hauptrolle. Sie bewegt, bringt auf Touren, in Rhythmus – auch das Hirn, ja, vor allem die Lebensgeister, die Sinne, die Tanzlust, sie mindert die vermaledeite Erdschwere. Das Wichtigste aber kommt erst: Musik bewegt uns innerlich, stiftet eine innere Bewegtheit – und ermöglicht uns damit so etwas wie eine ganz persönliche Intimität der Gefühle. Darüber will ich abschliessend eine paar Gedanken verlieren.

III. Gänsehaut-Faktor. Wie Musik die Seele rührt

Ernst Bloch, Autor des „Prinzip Hoffnung“, nannte Musik die „intensitätsreichste“ Macht menschlicher Existenz. Meist favorisieren wir Abendländer das Auge als Leitsinn, das Ohr betrachten wir als zweitrangig. Interessant: Der Blick geht von innen nach aussen und hält – mal mehr, mal weniger – die Trennung zwischen Subjekt (ich sehe) und Objekt (was ich sehe) fest. Das Gehör führt von aussen nach innen und hebt – mal ganz, mal weniger – die Subjekt-Objekt-Trennung auf (ich bin, was ich höre). Sehen erzeugt Weltvertrautheit, Hören stiftet den Reichtum des Innenlebens.

Aus dieser Sicht gewinnt Musik ihre Bedeutung: Sie informiert nicht (wie der Blick), sie intensiviert mich. Also ist sie besonders für Jugendliche unverzichtbar. Die fortgeschrittenste Lerntheorie sagt: Lernen heisst verarbeiten, nie bloss aufnehmen, heisst deuten, interpretieren. Zum auswendig Lernen ist das Hirn nicht geschaffen, es lernt nur aktiv, es muss schalten und walten, vernetzen, Synapsen bilden, nach so etwas wie Sinn mäandern. Das aber gelingt nur, wenn Schüler etwas ganz anderes sind als Bildungsempfänger: Subjekte ihres Lernens, Autoren ihrer Bildungsbiografie. Das wiederum setzt voraus: Sie müssen schon Jemand sein, Zentrum ihrer eigenen Empfindungsexistenz, müssen ihre eigene Gefühlswelt entwickelt haben, ihre höchstpersönliche Seele.

Wer aber stiftet in Jugendlichen diese höchstpersönliche Empfindungsbiografie? Am leichtesten Musik. Musik bringt etwas ins Schwingen, das mit Worten nicht zu sagen ist: eine Ahnung von Lust und Leid, einen Vorgeschmack vom unendlichen Reichtum menschlicher Größe und Zerbrechlichkeit, eine Lust auf die Intensität ureigener Empfindungen. Musik jubelt in ungeahnte Höhen, erkundet erschreckende Tiefen, und irgendwo auf der Skala existenzieller Stimmungen – zwischen Seligkeit, Ausgelassenheit, Betrübnis, Verzweiflung – stimmt der Mensch sich ein.

Wie schafft das Musik? Über Emotionen. Nichts dringt so tief, so ungefiltert ins Menscheninnere wie Musik. Sie rührt uns zu Tränen, schüttelt uns vor Glück. Eckart Altenmüller, der Musikphysiologe an der Hochschule für Musik und Theater Hannover, hat dafür den Begriff „Gänsehaut-Faktor“ geprägt. Er untersucht, warum bei bestimmten musikalischen Passagen das Herz flattert, der Bauch vibriert, der Atem stockt. Intensive Musikerlebnisse führen zu Reaktionen des autonomen Nervensystems, dem sogenannten „Chill-Effekt“. Altenmüller erklärt dies so: „Diese Gänsehaut- oder Chill-Reaktion ist mit einer Ausschüttung von körpereigenen Hormonen im Gehirn verbunden. Es werden Glückshormone ausgeschüttet, auch das Gedächtnishormon Oxytocin. Das sind Hormone, die die Abwehrkräfte und den Sozialkontakt verbessern.“ Laienhaft gesagt: Intensive Musikerlebnisse erzeugen einen emotionalen Energiestoss, der das ganze Individuum beflügelt. Altenmüller spricht von einer einzigartigen „vegetativen Aktivierung“ und meint damit den Aufschwung der gesamten leiblich-seelischen Existenz.

Wann genau kriegen wir nun Gänsehaut? Jeder Mensch reagiert anders auf Musikstile. Dennoch gibt es ein paar gemeinsame Merkmale – von Bach über Heavy Metal bis Bossa Nova. Zum Beispiel überraschende Lautstärke. Eine leise Stimme, die langsam laut wird, macht Gänsehaut – wie im „Lacrimosa“ aus Mozarts Requiem; bei der Passage mit dem Paukenschlag schlägt allen Testpersonen das Herz schneller, sie schwitzen, sie atmen anders, auch wenn sie keine Klassikkenner sind. Ein anderes Merkmal: der Einsatz der Solostimme. Wenn in der Filmmusik „Chocolat“ ganz am Anfang die Flöte anhebt, reagieren die Testpersonen mit Hautwiderstand. Genau gleich beim Hardrock-Stücken, wenn die Solostimme einsetzt. Daneben gibt es die stereotypen musikalischen Signale zum Beruhigen, zum Kuschneln, zum Wohlfühlen.

Es kommt in unserem Zusammenhang nur darauf an: Musik trifft wie nichts sonst ins subjektive Erlebniszentrum, überrascht kognitive und emotionale Kräfte, bringt sie zusammen mit den vegetativen ins Vibrieren – und stiftet so eine erinnerungsfähige Empfindungsbiografie: ein Binnenleben mit reichen Gefühlsvaleurs. Petr Janata, Professor am Center for Mind and Brain an der University of California, bestätigt das mit seinen Studien: Musik gräbt sich tiefer ins Hirn ein als jedes andere sinnliche Signal, tiefer auch als Sprache, und sie verknüpft sich fest mit Erinnerung.

Kann man sagen, Musik lege so etwas wie eine emotionale „innere Partitur“ im Individuum an? Die vielfältigen Experimente, Musik zur Therapie einzusetzen, sprechen dafür. Alzheimer-Kranke, denen man Stücke aus ihrer Jugend vorspielt, erinnern sich zuweilen an Dinge, die längst vergessen schienen. Wie genau solche Prozesse ablaufen, liegt noch im Dunkeln. Dass aber der gezielte Einsatz von Musik Parkinson-Kranken das Gehen erleichtert, Schmerzen lindert, epileptischen Anfällen vorbeugt, das lässt sich kaum noch bestreiten. Wenn Musik das leidende, das zerrissene, vergessene Selbst therapieren kann: Wie sollte sie dann nicht die Kraft haben, dem jungen, dem labilen Ich zu helfen, ein selbstbewusstes, empfindungsintensives Selbst auszubilden?

„Musik ist ganz nutzlos, das macht sie so wertvoll.“ Das stammt von Oscar Wilde. In der Welt der Zwecke verlieren wir diese Wahrheit leicht aus den Augen. Obwohl sie so logisch ist: Sinn stiftet nur das Nutzlose. Musik macht uns glücklich. Wozu sollte sie da noch nützlich sein? Glück ist alles, was die Seele durcheinander rüttelt (Arthur Schnitzler).

Zum Schluss bloss noch eine kurze Präzisierung der qualitativen Art. Erfreulich ist: Musikalische (Früh)Erziehung ist im Dauergespräch und wird, tendenziell, für ungleich wichtiger gehalten als vor Jahren. Ich fürchte nur: Musikpädagogik hinkt dieser Bedeutung hinterher. Auf anderen Gebieten hat die Pädagogik gelernt: Es ist ebenso falsch, Kinder zu überschätzen wie zu unterschätzen. Nach meiner Erfahrung neigt Musikpädagogik dazu, Kinder zu unterschätzen – durch die Verharmlosung der Ansprüche: als müsste man die Kindheit verteidigen als ein Reservat, als einen Freizeitpark, verschont vom Ernst des Lebens. Was in Richtung von Ansprüchen geht, wird schnell mit Entfremdung oder Drill gleichgesetzt. Man traut den Kindern nicht zu, dass sie etwas suchen, das grösser ist als sie selbst. Zu Unrecht. Kinder wollen sich anstrengen, das Nichtkönnen tut ihnen fast weh, ihre Sinneseindrücke wollen sie immer steigern.

Ich will damit sagen: Es reicht nicht, dass Kinder auf karibische Kübel schlagen, dass sie auf der Panflöte herum dilettieren, dass sie ein bisschen Gospel stümpfern. Für diese Reduzierung der Musik auf Wellness-Klänge braucht es keine Musikerziehung. Das ist sowieso schon vorhanden. Von allen Seiten strömen Klingeltöne auf die Kinder ein. Auch dieses Hochspielen blosser Geräuscherzeugung zu Musik banalisiert Kinder wie Musik. Da klappern Siebenjährige auf Schlaginstrumenten, und hinterher sagt die Lehrerin: „Jetzt hab ich aber was Schönes gehört. Super habt ihr das gemacht.“

Kinder müssten möglichst früh eine grosse, eine überwältigende Erfahrung machen – mit richtig grossartiger Musik. Mit einem musikalischen Kunstwerk. Meinetwegen Zauberflöte oder Mozarts c-Moll-Klavierkonzert. Eine Erfahrung mit dem beglückend Ausseralltäglichen, mit dem Einzigartigen, das ausserhalb ihrer Reichweite liegt, mit etwas Grossartigem in seiner sinnlichen Prägnanz. Nur das reicht bis ins Innerste der Kinderseele. Ich finde es kreuzfalsch, was Theater auf Weihnachten hin Kindern vorsetzen: ein vermeintlich kindergerechtes Programm, wobei „kindergerecht“ zu oft bedeutet: Klamauk, Gags. Es muss auch nicht „Peter und der Wolf“ sein, es muss überhaupt nicht dauernd pädagogisiert werden. Ungleich eindrücklich für Kinder wäre eine regelrechte Aufführung der Zauberflöte – zum Staunen, zum Entrücken. Menschenbildung braucht Eindrücke von etwas, das grösser ist als das Ich.

Musik-Aarau.doc
lhasler@duebinet.ch